



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 24, 11. 07

ZEITEN – RÄUME WELTLITERATUR

Tomas Venclova ist der namhafteste Dichter Litauens und, nach seiner Ausbürgerung aus der vormaligen Sowjetunion, Literaturwissenschaftler an der renommierten amerikanischen Yale-University. Als Übersetzer vermittelt er u. a. zwischen den Aufbrüchen der russischen und der amerikanischen Dichtung des 20. Jahrhunderts und überwindet so durch Sprache und Politik gesetzte Grenzen. Seine Daseins-Momente verschmerzter Raum erst schrittweise entdeckt und veröffentlicht, u. a. in Verbindung mit bedeutenden, mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Dichterinnen und Dichtern wie Czesław Miłosz, Günter Grass und Wisława Szymborska. Tomas Venclova war in den vergangenen Jahren mehrfach Gast der Alten Schmiede in Wien.

Der Schweizer Dichter **Felix Philipp Ingold** ist ebenfalls Literaturwissenschaftler und Übersetzer, er greift Errungenschaften sowohl der westeuropäischen als auch der osteuropäischen poetischen Moderne auf. Seine neueren Gedichte thematisieren die Kippmomente der Existenz zwischen einem unbegrenzten Zustand von Bewusstsein und der dem Individuum eingeschriebenen Endlichkeit, zwischen Augenblick und Dauer. Ein gemeinsamer Lesungsabend am **26. November** führt beide Dichter wieder nach Wien.

Im April dieses Jahres hat der in Bulgarien geborene und erst dort, dann in Deutschland und Kenia aufgewachsene Schriftsteller **Ilija Trojanow** drei Vorlesungen über Quellen und Bezugspunkte seines erfolgreichen Romans »Der Weltensammler« gehalten. Zentralfigur dieses Romans ist der von Europa aus in die spirituellen und sprachlichen Welten Indiens und Arabiens vorgedrungene britische Offizier Richard Francis Burton, dem Ilija Trojanow jahrelang auf drei Kontinenten nachgespürt hat. Davon berichtet Trojanows erste Vorlesung zum Thema »Recherche«.



Ilija Trojanow

RECHERCHE ALS POETOLOGISCHE KATEGORIE

Die Entzündung des narrativen Motors

Wiener Vorlesung zur Literatur, 12.4. 2007, Alte Schmiede (leicht etwas gekürzte Version)



er heilige Geschichtenerzähler Narada, ein Hansdampf in allen altindischen Epen, sagte einmal zu den manasaputras, den Söhnen des Denkens: *Wie könnt Ihr erschaffen, wenn ihr selber noch ein Nichts seid? Reist zuerst um die Welt, bildet Euch eine Vorstellung von ihr, dann könnt Ihr mit Urteilkraft schöpfen. Die Söhne des Denkens stimmten zu und brachen auf. Seitdem hat sie niemand mehr gesehen.*

1. Wieso Recherche?

Als James Joyce in Trieste lebte, schrieb er seinem Bruder, dieser möge überprüfen, ob ein gewisses Pub die Hausnummer 16 oder 18 trage. Es mag erstaunen, daß gerade Joyce, des Naturalismus eher unverdächtig, solche Mühe auf sich genommen haben sollte, um ein so klitzekleines Detail zu erfahren. Derart bürokratisch anmutende Genauigkeit scheint überflüssig, wirkt beinahe lächerlich. Doch nehmen wir einmal an, daß auch ein Meister der Dekonstruktion wie Joyce, der die einfache Affirmation von Sprache und Wahrnehmung in Frage stellte, überzeugt war, Ziegel und Steine der existierenden Welt benutzen zu müssen, um seine alternative Vision zu errichten. Nehmen wir an, daß ohne diesen Glauben an die Notwendigkeit des genau beobachteten und benannten Details sein narrativer 12-Zylinder-Motor nicht angesprungen wäre. Ohne zu wissen, wo sich dieser betreffende Pub befand, hätte er ihn nicht betreten können, hätte er die Werbung an der Wand nicht entdeckt für »Plumtree's potted meat ... stuck under the obituary notices«. Er hätte sich nicht in die Gedanken von Leopold Bloom hineingehört, wie sie von Schinken zu Kannibalen, von Missionaren zur Reinheit der Religion mäandern. Denn erst wenn der Tisch solide auf vier Beinen steht und mit Bedacht und Vorbedacht gedeckt ist, können die Geschmacksnerven Kapriolen schlagen: »Peace and war depend on some fellow's indigestion. Religions. Christmas turkeys and geese. Slaughter of innocents. Eat, drink and be merry. Then casual wards full after. Heads bandaged. Cheese digests all but itself. Mighty cheese.« Ein Trampolin erlaubt die wundersamsten Phantasiesprünge, aber wäre es nicht an einem Rahmen befestigt und stünde es nicht auf festem Boden, der dreifache Salto mit doppelter Drehung würde mit einem Halsbruch enden. Pubs werden im »Ulysses« acht Mal erwähnt. Eines davon heißt Davy Byrne's, alle anderen bleiben namenlos. Und kein einziges Mal wird die Adresse angegeben. Wenn die Imagination erblüht ist, erweist sich die Information als redundant.

2. Die Tugenden der Recherche

Des Autors Abflug

In der Literatur wie auch in der Kriminologie können unauffällige Details die Wende einleiten. Don DeLillo hat in einem hellsichtigen Essay den anfänglichen Impuls für seinen Roman *Underworld*, ein Panorama amerikanischer Zeitgeschichte, beschrieben. Es fällt schwer zu glauben, daß dieser ambitionierte, weitgefächerte Roman von einem kurzen Zeitungsartikel ausging, der an das dramatische Endspiel der »World Series« im Baseball 1951 erinnerte. Einige Wochen später beschloß

DeLillo mehr über dieses Spiel, mit dem er eine wichtige Kindheitserinnerung verband, herauszufinden. Als er die Titelseite der New York Times vom 4. Oktober 1951 aufschlug, sah er zwei gleichgewichtige Aufmacher. Auf der linken Seite stand: GIANTS CAPTURE PENNANT (womit der Sieg der Baseballmannschaft aus New York gemeint war), auf der rechten stand: SOVIETS EXPLODE ATOMIC BOMB. In dem Kellerraum einer örtlichen Bibliothek war das Interesse des Autors plötzlich geweckt. Einige Tage später fand er heraus, daß Berühmtheiten wie Frank Sinatra, Jackie Gleason und Edgar Hoover beim Spiel anwesend gewesen waren. DeLillo spricht in diesem Zusammenhang von »combustibility«, also von »Entzündung«. Die Namen der Prominenten zeigten in verschiedene biografische Richtungen, die drei Männer wurden zu »Vorboten von Themen und Figuren.« Autoren leben mit Ideen, Motiven und Absichten, die oft vage und unbestimmt sind. Sie sind wie Methanwolken — es bedarf eines Funken, damit sie explodieren, ein Urknall ins Schaffen.

Ähnlich erging es mir mit Richard Francis Burton, der mich seit meiner Kindheit begleitet hat. Ich hatte schon jahrelang darüber nachgedacht, wie man einen Roman über transkulturelle Bewegungen schreiben könnte, aber erst als ich in einer der Biographien von einer nebensächlichen Begebenheit in Kairo las, wurde die Verwandlung von Thema und Stoff in Fiktion für mich sichtbar ...

Die britischen Offiziere sitzen auf der Veranda. Ein blühender Garten entfernt von der Straße. Etwas erhöht, mit Blick auf das Bizarre. Sie trinken Bier, das nicht schäumt. Es gibt keine bessere Zuflucht als das Shephard Hotel. Nicht in Kairo. Einer unter ihnen wird an diesem Abend einen ausgeben. Er ist befördert worden. Drei mal Hoch auf ihn. Die Offiziere haben einige Tage zu durchwarten, bevor sie von Suez aus ein Schiff besteigen, das sie zu ihrem Regiment nach Bombay zurückbringt. Sie wissen nicht viel über dieses Land, aber die Menschen, die sind hier genauso aufdringlich wie in Indien. Ein und dasselbe Material. Kein Rückgrat, keine Kraft, außer wenn sie handeln und wenn sie betteln. Wenigstens im Shephard ist man sie los. Müßte man meinen, aber dieser Lump, was nähert der sich ihrem Tisch, und die Wache, was macht die Wache? Sie starrt zur Straße, als hätte sie nichts gesehen. Nicht zu glauben. Er kommt näher, dieser Lump. Er will was von ihnen. Natürlich will er was. Nicht zu überhören, diese abscheuliche Stimmlage, weinerlich und unterwürfig. Hau ab. Der versteht doch kein Englisch. Hau ab, bevor ich Dir in die Zähne trete. Dem mußst Du es anders begreiflich machen. Es ist widerwärtig, so nahe ist dieser Bettler an sie herangetreten. Die Drohung mit der offenen Handfläche scheint ihm nichts auszumachen. Merkwürdig, er stinkt gar nicht. Wenigstens das. Er lehnt sich über ihren Tisch, was erlaubt der sich!, er blickt einem von ihnen in die Augen. Aus nächster Nähe. Du Schwein, der Offizier ist erregt. Ich werde es Dir zeigen. Und er greift nach dem Überhang des Bettlers. In die Leere. Der Bettler hat sein Handgelenk gepackt. So schnell, sie haben es kaum gesehen. Es ist still am Tisch, einige eingefrorene Augenblicke lang. Bis der Bettler zu lachen beginnt. Stühle rücken, einer der Offiziere ist schon aufgesprungen, ein



anderer streckt die Fäuste aus, da sagt der Bettler etwas, das sie alle verstehen. Verflucht noch einmal, Hawkins, ist das Deine Art, einen Kameraden zu begrüßen, den du zwei Jahre nicht gesehen hast? Das ist ja nicht die Möglichkeit. Hawkins erkennt die Stimme, diese unverwechselbare Stimme. Richard, du alter Schurke. Der Bettler läßt das Handgelenk fallen und salutiert in das pralle Gelächter hinein, und sie alle springen auf, und sie schütteln heftig die Hand des Bettlers, der ein Kamerad ist, den sie fast schon vergessen hatten. Sie schütteln eifrig seine Hand, und Hawkins wiederholt ein ums andere Mal, daß er ihn nie und nimmer erkannt hätte. Du hast uns wirklich reingelegt, sagt einer der anderen Offiziere, und trotz der allgemeinen Heiterkeit bleibt ein Rest Vorwurf zurück.

So weit, so verbürgt – in etwa. Der Satz des Offiziers, der auch von einem anderen Biografen bestätigt wird, ging mir nicht mehr aus dem Sinn: »By Jove, Dick. For one moment there I thought you were a nigger.« Die Entzündung lag in der Luft. Die dramatische Wendung, die doppelte Identität und die existentielle Frage, die sich aus diesem Satz ergibt: wie kann eine vielfältige, vielseitige Identität in einer Welt der Dichotomien überleben? Natürlich würde Burton seine Kameraden aus dem Ghetto des Hotels herauslocken, er würde ihnen etwas zeigen wollen, und das barg gewisse Risiken in sich ...

Es ist nicht mehr so heiß, sagt der Bettler, der Kamerad. Laßt uns einen kleinen Spaziergang machen. Habt Euch nicht so, Ihr seid in guten Händen. Sie betreten die Straße und folgen ihrem verlumpten Kameraden. Jetzt, da sein Auftrag erfüllt ist, könnte er doch wieder Uniform angelegen. Man schöpft den Verdacht, daß es ihm Spaß bereitet, in diesem lächerlichen Gewand herumzusträumen. Er führt sie in den Bauch des Basars. Sie folgen widerwillig. Sie erreichen eine offene Fläche, die Verlängerung einer Kreuzung. Ein ungezügelter Garten, von keinem Zaun eingefaßt. Von Männern besetzt, die etwas jaulen zu einem primitiven Rhythmus. Musik kennen diese Leute nicht. Einige der Männer verrenken sich. Auf einmal, so wie er neben ihnen steht und das Schauspiel beäugt, tritt ihr Kamerad zu diesen Männern, und schon bewegt er sich im Einklang mit ihnen, atmet wie sie, wiederholt ihr Gekrächze und wirbelt, als sei er einer von ihnen. Es ist erstaunlich. Unglaublich. Irgendwie bedrohlich. Unheimlich. Zuerst scheint es, als ahme er sie nach, und die anderen Umstehenden grummeln unzufrieden, und treten einen, und dann einen weiteren Schritt näher. Aber die Tänzer, zumindest jene, die nicht in der Ekstase verloren sind, erkennen, daß er mit dem Ritual vertraut ist, daß er die Technik beherrscht, die das Privileg eines Eingeweihten ist. Sie lassen ihn gewähren, und als ihre Hände nicht mehr klatschen, heißen sie ihn willkommen, wie einen Bruder. Er stellt sich vor, indem er von seiner Wanderschaft berichtet und von seinem Murshid. Dann nimmt er Abschied von ihnen, weil die Aufgabe drängt, jene farandjah, die dort stehen und starren, zu einem Heiligenschrein zu führen. Es sind neugierige Franken. Interessiert an dem Bau, nicht an dem Licht. Die Offiziere reden auf ihn ein, er ignoriert die ersten Fragen, pariert die weiteren und erliegt schließlich der Versuchung, von sich zu erzählen.

Nun fehlten mir die konkreten Details. Schließe die Augen und beschreibe die Altstadt von Kairo, etwa das Darb el-Ahmar oder das Sayyida Zeinab. Schließe ein weiteres Mal die Augen und beschreibe, was jemand sieht, der dort monatelang als Derwisch, als Moslem gelebt hat. Schließe ein drittes Mal die Augen und stelle Dir vor, was ihm in Begleitung seiner eher blinden Landsleute auffällt.

Die Sprache, das Englische, paßt ihm nicht mehr; er muß an ihr zupfen und zerren, bis sie richtig sitzt. Er blickt sich um und sieht so vieles,

und ihm wird auf einmal bewußt, wie viel von dem, was sie umgibt, seinen Kameraden für immer verborgen bleiben wird. Dort, auf der anderen Seite des Gartens, wird ein Puppenspiel gezeigt. Mit Karagyuz, dem Kasperle, dem Hanswurst der Gegend, der einen Hochgeborenen verspottet, und bevor der Abend vorübergeht, wird sich Karagyuz auch über diese Fremden lustig machen, die gerade an ihm vorbeistolzieren. Das Publikum wird auflachen, doch diesen hochnäsigen Weltverwaltern wird entgehen, daß sie verhöhnt werden. Oder hier, an der Seite der Gasse, in die sie biegen, die jungen Männer, die sich so lautstark für den Hustensaft in ihrem Angebot einsetzen – welcher von seinen Kameraden weiß, daß sich in den Flaschen keine Medizin, sondern Raki befindet. Sie können keines der sie umgebenden Zeichen lesen, seine jovialen Kameraden, und diese Erkenntnis versöhnt ihn, und sein Zorn ist schon verflogen, als sie irgendwo einkehren, mit eifrigem Gelächter, und ihm auf den Rücken schlagen. Ein bizarrer Brauch, der abgeschafft werden sollte. Zuerst möchte er einen Tee bestellen. Dann überlegt er es sich doch anders. Das würde zu viele anstrengende Fragen provozieren. Er nimmt das Bier an, das ihm zugeschoben wird. Sie stoßen an. Was für ein seltsamer Ausdruck von Freundlichkeit. Er blickt in die rosigen Gesichter, und sehnt sich nach dunklen Augen, um die sich ein Netzwerk von Falten zieht. Er sieht sich um, in diesem Raum, der nach dem schlechten Geschmack zweier Welten eingerichtet ist, und sehnt sich nach der Wüste. Er erzählt weiter, und mit jedem seiner Worte spürt er, wie ihm die Wüste allmählich entgleitet.

Diese Szene war die erste, die ich ausschrieb. Und als sie fertig war, stellte ich fest, wie viele Gassen von dieser ersten einschriebigen Gasse abgingen, wie viele Märkte und Karawanserais sich in der Umgebung befanden, wie viele Menschen vorbeisritten, und sich nicht daran störten, daß ich ihnen folgte. Und als ich das Kairo von Hajji Abdullah alias Richard Burton zu Ende imaginiert hatte, da war diese Szene überflüssig, und sie wurde abgeschnitten, zusammengefeigt und in jene Schublade gesteckt, wo ein Autor all jene Locken und Strähnen aufbewahrt, die zu lang waren oder zu verquer wuchsen.

Des Lesers Landebahn

Wenn konkrete Details Starttrampen für die nervöse Fantasie des Autors entsprechen, sind sie zugleich Landebahnen für den Leser, Garanten, daß er selbst nach einem turbulenten Flug sicheren Boden unter den Füßen wiederfindet. Alle Phantasmagorien, selbst Science Fiction-Romane, vertrauen der stabilisierenden Autorität der Fakten. Ich erinnere mich vage an einen Roman, den ich als Jugendlicher gelesen habe und der im Jahre 2314 in irgendeiner merkwürdig benannten Galaxie spielte. In einer Szene diskutierten zwei nicht-menschliche Wesen die Feinheiten der Zubereitung einer Peking Ente. Dieses Detail ermöglichte es mir als Leser, die bizarre Umgebung ernst zu nehmen, Interesse für sie zu entwickeln und sogar ein gewisses Maß an Empathie zu empfinden. Der Leser benötigt solche vertrauten Bezugspunkte, um die abweichende, provokative Vision des Autors zu verstehen. Das erkennbar Zutreffende, das konkret Überprüfbares beglaubigt die Abweichung. Schreibend darf man die Schwerkraft abschaffen, das Universum erweitern, aber man darf keineswegs ein falsches Rezept für Peking Ente geben. Die Ente ist Teil des Sicherheitsnetzes, des Versicherungsscheins.

Den Körper einbringen

Recherche ist die Wiederaufnahme des Körpers in den Schreibvorgang, und der Körper bedankt sich mit eigenen Einsichten. Vor einigen

Fortsetzung auf Seite 6



Tomas Venclova

IM NEUENGLISCHEN HAFEN

(Übersetzung: Antanas Gailius/ Kurt Drawert)

Kein Meer, nur flirrender Nebel, und zwischen Eisenteilen und Blöcken aus Beton sprüht dunkles Karmesin in die Luft. Aus fauligem Tang ragt der Wellenbrecher, zu einem Landeplatz für Möwen geworden, empor. Der Blick des Betrachters ruht im Scheitel zwischen Sandstrand und Meerenge, bis das rote Leuchten, diesseits des Chaos der Masten, erlischt, und es Zeit wird zu gehen. Wo aber ist sein Haus? Hier? Oder jenseits des Ozeans? In den Bergen, wo die Hänge von den Lawinen blankgeschleift wurden? Unter den Tannen der Vorstadt, wo verfallene Keller im Weiß ihres Kalkes schimmern? In dem Körper, der sich nicht mehr verjüngt, aber verweigert? Vielleicht in dem Zweifel, jemals gewesen zu sein? Oder in der Gewissheit, dass man vergeht? Im vom Rost vergifteten Wasser? Im Blick, der noch darin Einklang, Maß und Symmetrie entdeckt?

Joseph Brodsky (Nobelpreisträger 1987) schrieb über Tomas Venclovas Gedichte u. a.:

Die Position, in der der aus diesen Versen hervorgehende Mensch zur Welt steht, ist nicht die Position des Anklägers oder des Allverzeihers. Seine Position könnte man stoisch nennen; jedoch schreibt nicht jeder Stoiker Gedichte. Auch ist seine Position keine kontemplative: dafür ist der Körper des Autors allzu mächtig in den Wirbel der Geschichte einbezogen, allzu stark ist sein Bewusstsein und – häufig – seine Diktion in christliche Ethik verwickelt. Am allergenauesten müsste man den aus diesen Versen hervorgehenden Menschen mit einem hochwachsamen Beobachter vergleichen, einem Seismologen oder Meteorologen, der die atmosphärischen und moralischen Katakstrophen registriert: außerhalb und innerhalb seiner selbst. Dem wäre hinzuzufügen, dass nicht sein Auge und Bewusstsein Observator und Registrator sind, sondern die Sprache – die litauische oder die allgemein menschliche, das ist nicht wichtig. Bei Venclova ist das ein und dasselbe.

Das Lyrische seiner Gedichte ist fundamental, denn Venclova beginnt dort, wo die meisten Menschen – und auch die allermeisten Dichter – aufhören und bestenfalls zur Prosa übergehen: am Boden des Bewusstseins, am äußersten Rand der Freudlosigkeit. Venclovas Lied beginnt dort, wo die Stimme sonst aufhört, in der Erschöpfung, wenn die Seelenkräfte verbraucht sind. Darin liegt der unerhörte sittliche Wert von Tomas Venclovas Poesie, denn eben das Lyrische seines Gedichts, nicht sein narratives Element ist sein ethisches Zentrum.

»Alles wofür ich mich interessiere zerfällt immer wieder – Vilnius fügt alles zusammen«, schrieb der 1937 im litauischen Klaipeda geborene Dichter und Essayist **Tomas Venclova** einmal. Ein prominenter Menschrechtler und Dissident in der Sowjetunion, widmete er sich nach seiner Emigration im Jahr 1977 als Professor für Slawische Sprachen an der Universität Yale vor allem jenen russischen Dichtern, mit denen ihn Bekanntschaft (Anna Achmatowa) oder langjährige Freundschaft (Joseph Brodsky) verband. Das Schattenreich seiner Heimat Litauen war zugleich kultur- und geschichtsgesättigter Dauergegenstand seiner auf große Formen konzentrierten Dichtung. Mit »Gespräche im Winter« (übersetzt und nachgedichtet von Claudia Sinnig und Durs Grünbein) kehrt Venclova in jene heimliche Mitte Europas im polnisch-litauisch-weißrussischen Grenzgebiet zurück und blickt über das »schmale geduldige Land, von der Nacht schon erdrückt«. (Erich Klein)

TOMAS VENCLOVA, *1937 in Klaipeda (Memel). Studium der Lituanistik und russische Literatur in Vilnius, lehrte Literaturgeschichte und Semiotik. 1972 erster Gedichtband *Kalbos ženklas* (Zeichen der Sprache). 1976 Gründungsmitglied der litauischen Helsinki-Gruppe. Während eines Auslandsaufenthaltes wurde ihm 1977 die sowjetische Staatsbürgerschaft aberkannt. Erhält politisches Asyl in den USA. Nach Lehraufträgen in Berkeley und Los Angeles unterrichtet er seit 1980 an der Universität Yale, wo er bis heute einen Lehrstuhl für slawische Literatur innehat. Mehrere Lyrik- und Essaybände, u. a. zur litauischen, russischen und polnischen Literatur, zu Fragen der Semiotik und der Literaturkritik, sind in den USA publiziert. 1999 erschien ein erster Auswahlband seiner Gedichte in Litauen, *Rinktinė*. Neben einem Stadtführer von Vilnius veröffentlichte er eine große Studie über *Aleksander Wat: Life and Art of Iconoclast* (1996). Im Jahr 2000 wurde er mit dem litauischen Nationalpreis ausgezeichnet. In den USA ist 1997 der Gedichtband *Winter Dialogue* und die Essaysammlung *Forms of Hope* (1999) erschienen, in Litauen zuletzt der Gedichtband *Sankirta (Am Dreiweg, 2005)*. In deutscher Sprache sind erschienen: *Vor der Tür das Ende der Welt*, Gedichte (2000); *Die Zukunft der Erinnerung* (2001) zusammen mit Günter Grass, Czesław Miłosz und Wisława Szymborska; *Vilnius – Eine Stadt in Europa* (2006); *Gespräche im Winter*. Gedichte (2007).

Zweisprachige Lesung **Tomas Venclova** aus »Gespräche im Winter« (mit seiner Übersetzerin Claudia Sinnig) am **26.11.2007, 19 Uhr**, Alte Schmiede, Einleitung: Erich Klein



Felix Philipp Ingold

Drei Gedichte

(aus: *Tagesform. Gedichte auf Zeit*, Literaturverlag Droschl, 2007 – mit freundlicher Genehmigung des Verlags)

Speranza

Das Zittern der Espe beim Gemaltwerden
macht den Schein aus und in spe
das Warten voll. Das Bild verschwindet
während es entsteht. Vollendet sich
die Täuschung oder wird mal so
mal anders Tausch. Wozwischen böß
das Blut sich wälzt und festgestellt das Tier
erklingt. Naturgemäss der Überfluss
ins All! wenn im Falz des Buchs zum x-ten
Mal so etwas wie die Menschheit endet.

Ist

ich soviel wie du im Spiegel
und bei Nacht. Unwissen macht
mit dem Geheimnis nie
nicht Schluss. Den einen Namen
– oder auch den deinen –
auszusprechen lässt vergessen
den der heisst.

Wären wir denn
nichts als ein Leib und
kein Jawort. Aber nein! in jener
Hand (sehr weit
vom Rumpf und allen Dingen)
lärm die Klapper
des Wahns. Bis es mir plötzlich
den Kopf herumreisst
zu dir. Zum Schuss.

Und nochmals
aus der Wildnis diese – unsre? –
Schreie.

Pa-passion

Kommt wer auf dem Mund
gekrochen und hinterher der Helfer
mit dem Baseballschläger. Sitzt der Hieb und

Schluss. Kein Leib dem nicht
die Wut aus der Welt hilft. Kein Alter
das nützt. Und noch ein Fluch der lautlos

ins ewig gleiche Lied platzt.
Abgefälscht das Geschlecht – man sieht's
am stumpfen Schatten – und aber gross wie eine

Kraft ist der Nagel im Rist. Und keiner da
die noch fehlende Wunde
zu spenden.

»jetzt das Leben / Tauschen gegen die Gelegenheit« heißt es im jüngsten Gedichtband »Tagesform«. Die »Gedichte auf Zeit« überwinden den für Ingold typischen, ironisch gewandten Duktus früherer Texte, wo es heißen konnte »Lest / um zu lernen. Nur so / lässt sich Gelesenes vergessen.« Die in zahlreichen theoretischen wie publizistischen Arbeiten anhand von Mandelstam, Zwetajewa, Brodsky, Char, Ponge oder Jabès (die Ingold auch übersetzt hat) formulierten poetologischen Maximalismen europäischer Moderne weichen einem „einfachen“ dichterischen Sprechen. Ohne den poeta doctus zu verleugnen geht es wie unter der Hand um »Scheitern«, »Trauer«, »Krankheit«, »Tod« oder »Zorn«: »Statt zu / schwirren als Gestirn / enden wir bald in der Ich!-Form.« (Erich Klein)



Felix Philipp Ingold, *1942 in Basel, lebt in Zürich und Romainmôtier. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft, Slawistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Basel und Paris. Arbeit als Publizist, Übersetzer und Journalist. Ordinarius (emeritiert) für Kultur- und Sozialgeschichte Russlands an der Universität St. Gallen. Übersetzungen aus dem Französischen, Russischen und Tschechischen u.a. von Marina Zwetajewa, Edmond Jabès, Ossip Mandelstam. Publikationen (Auswahl): *Unzeit*. Gedichte (1981); *Hauptwerk. Das Leben* (1984); *Letzte Liebe* (1987); *Echtzeit*. Gedichte (1989); *Ewiges Leben* (1991); *Restnatur*. Gedichte (1994); *Zeichensatz*. Gedichte (1996); *Unter sich*. Poetologischer Briefwechsel (1996); *Freie Hand* (1996); *Nach der Stimme*. Gedichte (1997); *Geballtes Schweigen*. Russische Einzeiler (1999); *Auf den Tag*. Genaue Gedichte (2000); *De nature*. Gedichte, französisch/deutsch (2000); *Der große Bruch*. Russland im Epochenjahr 1913 (2000); *Jeder Zeit*. Andere Gedichte (2002); *Im Namen des Autors*. Arbeiten für die Kunst und Literatur (2004); *Wortnahme*. Jüngste und frühere Gedichte (2005); *Russische Wege – Geschichte, Kultur, Weltbild* (2007).

Lesung Felix Philipp Ingold am 26.11.2007, 19 Uhr, Alte Schmiede,
Einleitung: Erich Klein



Fortsetzung von Seite 3

Jahren ging ich mit einem Freund zu Fuß durch Tansania, auf den Spuren der ersten Burton-Expedition, drei anstrengende Monate des Wanderns. Obwohl ich glaubte, Ostafrika zu kennen, immerhin bin ich in Kenia aufgewachsen und habe mehr als zehn Jahre in diesem Teil der Welt verbracht, habe ich Landschaft und Menschen neu erlebt, weil anders erfahren. Man sieht mit dem ganzen Körper anders als nur mit den Augen. Und wir wurden, als hilfsbedürftige Wanderer, von den Einheimischen anders gesehen. Auch das ändert den Blick auf die Fremde – die Art, wie man betrachtet wird.

Eines Nachmittags ging uns das Wasser aus. Wir legten uns schlafen, wir erwachten mit leicht verkrusteten Lippen und brachen sofort auf, in der Erwartung, bald auf einen Teich oder ein Wasserloch zu stoßen, oder wenigstens auf einige Einheimische, die uns den Weg zur nächsten ›Tränke‹ zeigen könnten. Bis zur Mittagszeit hatten wir kein Wasser gefunden, waren niemandem begegnet, und eine anschwellende Panik ergriff uns. Am Nachmittag stolperten wir in ein Dorf und verschluckten uns an dem Wasser, das zwei Frauen uns mit schwieligen Händen in einer hölzernen Schale reichten. Und dann schütteten wir Wasser über unsere Köpfe. Mein Körper spürt diese Gefühle noch sehr genau, und während des Schreibens habe ich nicht nur bei der Passage, in der Durst gelitten wird, sondern auch in vielen anderen Szenen eine starke körperliche Involviertheit gespürt, als wollte die physische Erinnerung sich in den Text einschreiben.

3. Fakten formen Form

Beginne am Beginn

Der erste Satz des »Weltensammlers« hat mich jahrelang beschäftigt – er wurde lange ausgetragen. Ich war mir nur sicher, daß ich mit dem Tod von Richard Burton beginnen wollte, weil Geburt und Tod, wie auch Quelle und Mündung, natürliche Verbündete des Romanciers sind. In den Jahren meiner Recherche hatte ich eine lange Liste einzelner, unzusammenhängender Sätze, Idiome und Sprichwörter gesammelt. Gelegentlich las ich sie durch. Einer von ihnen lautete: »Sobald du einen schwarzen von einem weißen Faden unterscheiden kannst, darfst Du nichts mehr essen oder trinken.« Es handelt sich um einen Gesetzesatz, um eine religiöse Maßgabe betreffend den Ramadan. Von irgendwoher tauchte eines Tages der lang erwartete Eröffnungssatz auf: **Er starb früh am Morgen, noch bevor man einen schwarzen von einem weißen Faden hätte unterscheiden können.** Die Metapher greift die islamische Definition der Morgendämmerung auf, doch das Drama der ersten Szene ist die religiöse Vergewaltigung, die Burtons Frau ihm antut, indem sie ihrem bewußtlosen Mann die Letzte Ölung angedeihen läßt, obwohl er ein Freidenker war, sufistisch beeinflusst, doch im Grunde seines Herzens wohl ein Agnostiker. Das Denken seiner Frau hingegen war ideologisch verbrämt, sie war gefangen in binären Gegensätzen. Sie konnte klar zwischen einem schwarzen und einem weißen Faden unterscheiden, aber erst nachdem Richard Burton, der Erkunder von Schatten und Schattierungen, gestorben war. Natürlich bin ich mir bewußt, daß wenige Leser diese Assoziationen nachvollziehen werden, gewiß nicht bei der ersten Lektüre. Aber darauf kommt es nicht an. Dieser Satz schuf eine Vertrautheit zwischen Erzählung und Autor, er gab den Ton vor, auf den beide gestimmt waren.

Perspektive

In »A Thousand Mutinies Now«, auf deutsch »Indien. Ein Land in Aufruhr«, bittet Naipaul den Bewohner eines Slums in Bombay, die Gasse

vor seinem Haus zu beschreiben. Naipaul kontrastiert diese Beschreibung mit seiner eigenen Perspektive und das literarische Resultat ist ein vernichtender Schlag gegen die übliche Reiseliteratur. Denn der Slumbewohner nimmt die von ihm bewohnte Welt mit völlig anderen Maßstäben wahr, er sieht Erfolg und Wohlstand und Würde, wo der Fremde aus der privilegierten Welt nur Not und Elend erblickt. Spätestens als ich diese Szene las, wurde mir klar, daß die andere Perspektive zu Wort kommen muß, und dies bedeutete, daß ich diese andere Perspektive zu meiner eigenen machen mußte.

Wie gut paßte Sidi Mubarak Bombay in diesen Plan hinein, ein Afrikaner, der zu den wichtigsten Figuren der imperialen Entdeckung gehört, doch als ehemaliger Sklave fast unbekannt geblieben ist. Er nahm an vier der größten Afrikaexpeditionen teil, hat sie teilweise sogar durchs Land geführt, nicht nur an der von Burton und Speke, sondern auch an jener von Grant und Speke, von Henry Morton Stanley sowie an der ersten Afrikadurchquerung von Verney Lovett Cameron. In den Expeditionsberichten der Weißen führt Sidi Mubarak Bombay ein Schattendasein, er ist eine Marginalie, ein etwas hervorgehobener Statist. Doch wie viel hatte dieser Mann, etwa um 1880 herum, zu erzählen. Wenn er nur eine Stimme erhielte. Aus seiner Sicht würden sich die Leistungen der viktorianischen Heroen gewiß anders darstellen. Er würde das Negativ zu den altbekannten kolorierten Abzügen bieten. Durch seine Augen würden die Streifzüge von Burton eine bislang ungehörte Beurteilung erfahren.

Der nächste Schritt, genaugenommen war es eine Vielzahl flanieren der Schritte, führte mich durch die Altstadt von Sansibar. Ich sammelte eifrig Augendrucke, als ich einen alten Mann erblickte, der auf der steinernen Bank vor seinem Haus saß und mit kindlicher Freude dem Rinnsal der vorbeisickernden Ereignisse zusah. Er hatte eines jener merkwürdigen Gesichter, die das Alter verschönert, bei dem die Falten unter den weißen Haaren nicht wie Furchen sondern wie Ornamente wirken. Wie wäre es, dachte ich mir im nächsten Augenblick, wenn dieser Herr als junger Mann mit Burton durch das Land gezogen wäre, wie wäre es, wenn ich ihn einladen würde, die Hauptrede zum Jubiläum dieser Expedition zu halten, wie wäre es, wenn ein Mann wie dieser zu Wort kommen würde, mit einer Stimme, die bislang kein Ohrenmerk gefunden hat. Ich blieb stehen und bat den alten Mann um Erlaubnis, mich neben ihn zu setzen. Aber eigentlich bat ich ihn darum, seine Stimme zu hören. Sie war so, wie ich sie mir nicht besser hätte vorstellen können, opak und knörig. Der Erinnerung ebenso zugewandt wie dem Leben. Dieser Mann war tatsächlich Sidi Mubarak Bombay, der bislang ungewürdigte Schaum auf dem Wellenkamm dieser Geschichte. Er lebte im Malindi-Viertel, nahe der ältesten Moschee der Stadt, der Bamhara Masjid. Sidi lebte in einem typischen, äußerst funktionellen Omani-Haus. Der Innenhof sorgte für die Privatsphäre der Frauen; die Männer trafen sich draußen auf der Baraza, der steinernen Bank. Die Fenster waren wegen der vielen Räuber vergittert. Das Haupttor blieb meist offen; allerdings nur der linke Flügel, der rechte hingegen blieb geschlossen. So war der Einblick in den Innenhof nahezu verwehrt. Im Erdgeschoß befanden sich Empfangsraum, Küche, Waschräum, Lagerkammer, Bad und die Räume der Diener.

Der erste Stock war das Wohngebiet der Familie; eine Galerie führte innen um die ganze Etage herum. Die Decken wurden von Mangrovenstämmen gestützt. Der alte Mann beklagte sich, daß die jüngere Generation, außerhalb der Tourismussaison nicht imstande ausreichend Geld zu verdienen, die Holzbalken herausreißen und verscherbeln würde, ebenso die oberen, halbrunden Teile der berühmten Sansibari-



Türen. Das Abendessen wurde früh eingenommen, nach dem Gebet zum Sonnenuntergang, aber noch vor dem letzten Gebet des Tages am späteren Abend. Danach wurden Besuche getätigt. Alkohol war verpönt, statt dessen wurden *miraa* oder *khat* gereicht.

Dann erfuhr ich zu meiner Verblüffung und Begeisterung, daß der Großvater dieses alten Mannes um 1880 als einer der ersten Suaheli ein Handelskontor in Sansibar eröffnet hatte. Ich mußte Sidi Mubarak Bombay nur noch mit narrativer Autorität ausstatten. Indem ich ihn gegenerzählen ließ, indem ich mich in ihn hineinversetzte, hatte ich ein literarisches Äquivalent für Burtons Verwandlungen, seine Camouflage, sein Eintauchen in die Fremde gefunden. Auf einer anderen Ebene bin ich ein ähnliches Risiko eingegangen.

Das lexikalische Törlü Gjuvetch

Törlü Gjuvetch ist das türkische Äquivalent der Irish stew und des Scheiterhaufens, ein Eintopf also von Zufalls Gnaden. Man wirft alles Mögliche hinein, abhängig von der Jahreszeit, von den eigenen Möglichkeiten, von der Ökonomie der Speisereste. Daher ist jedes törlü gjuvetch per definitionem eine einmalige Komposition. Aber gute Köche werden es abschmecken und für die Stimmigkeit des Zusammenspiels sorgen, und somit sicherstellen, daß der Törlü gjuvetch nicht dem Prinzip des »anything goes« verpflichtet ist. Der Weltensammler hat sich im Laufe der Recherche zu einem lexikalischen törlü gjuvetch entwickelt. Je vertrauter mir bestimmte Begriffe wurden, und sie legten mit den Perspektivwechseln rasch ihre Fremdheit ab, seien sie auf Hindi, Gujarati, Arabisch oder Kisuaheli, desto mehr drängten sie in den Text hinein. Ich wollte sie nicht erklären, weil ich davon ausging, daß sie auf einer anderen Ebene als jener der Bedeutung durch die narrative Struktur strahlen würde, teilweise in geheimnisvoller Weise, doch der Verlag legte mir nahe, ein Glossar anzuhängen, und so ist aus diesem Roman ein Törlü Gjuvetch mit beiliegender Ingredienzenliste geworden. Die fremden Begriffe dienten auch der Inspiration. Im Internet stieß ich auf eine umfassende Liste von Sindhi-Namen. Während ich die entsprechenden Szenen schrieb, die im heutigen Südpakistan spielen, las ich mir täglich dieses Mantra unvertrauter Namen laut vor, denn von ihnen ging ein bestimmter Lebensrhythmus aus — sie schufen eine essentielle Atmosphäre.

*Advani Agnani – Ahuja – Aidasani – Ailani – Ajbani – Ajwani – Alimchandani – Alwani – Amarnani – Asarpota – Asnani – Asrani – Assomull – Aswani – Atlani – Awatramani
Ubrani – Udasi – Udeshy – Udnani – Uttamchandani – Uttamsingh
Vachani – Vachhani – Valasai – Vanjani – Varandani – Varindani – Vasandani – Vasandmalani – Vasnani – Vaswani – Vatwani – Vazarani – Vazdani
Wadhwa – Wadhwani – Warde*

4. Dem Autismus des Autors entkommen

Spätestens jetzt sollte ich erklären, was der Roman an sich für mich bedeutet. Er ist kein Mittel der Meditation oder der Selbsttherapie, sondern ein Instrument der Investigation, und zwar unser allerbestes. Es ist eine nach allen Seiten hin offene Form, tiefgründiger als der Film oder die Oper, glaubwürdiger als Metaphysik, umfassender als Wissenschaft. Um diesem hohen Ideal zu genügen, bedarf es meiner Ansicht nach der Recherche, die natürlich nicht ausufern muß, die genauso gut an einem Fleck verharrend immer tiefer bohren kann. Doch im deutschsprachigen Raum wird Recherche weithin und weiterhin unterschätzt. Obwohl bei uns mit Leon Feuchtwanger einer der ersten, geradezu

industriell verfahrenen Rechercheure tätig war. Für den Roman *Erfolg* engagierte er eine Reihe von Mitarbeitern, die verschiedene Aspekte des gewählten Themas unter die Lupe nahmen. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat Adornos asketisch weltabgewandtes Kunstideal – eher einem frühchristlichen Wüstensäulenheiligen angemessen als einem modernen Künstler – die Vorherrschaft eines subjektiven, ich-bezogenen Ästhetizismus bestärkt, Empfindsamskeitsorgien der eigenen Seele als literarische Ideologie zementiert. Peter Handke hat es einmal auf den Punkt gebracht: »Es interessiert mich als Autor nicht, die Wirklichkeit zu zeigen oder zu bewältigen, es geht mir nur darum, meine Wirklichkeit zu zeigen.« Gerade das aber interessiert mich zunehmend weniger. Ich kann mir keinen langweiligeren Stoff als das eigene Empfinden vorstellen. Die Auseinandersetzung mit dem Unbekannten hält mich in einem Zustand flimmernder Ungewißheit, ein hervorragender Zustand für das Schreiben, das nichts so sehr fürchten sollte, wie Gewißheit und Vertrautheit. Die Auseinandersetzung vieler Autoren mit der Fremde endet meist in einem Fiasko, weil sie sich einer empfindsamen Annäherung bedienen, was meist zu willkürlich-ignoranter Besserwisserie oder totaler Ambitionslosigkeit, ferne Zusammenhänge zu begreifen und zu erklären, führt. Leider scheuen sich die meisten Autoren unserer Zeit weiterhin vor sozial umfassenden, das Gemeinwesen durchdringenden Themen, verbleiben im Familiären, Häuslichen, im Hinterhof der biografischen Verortung. Wir sollten uns auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *Roman* besinnen – ein epischer Bericht, der eine große öffentliche Tat zum Thema hat, ein öffentliches Ereignis, das viele Menschen bewegt und beschäftigt. Es mag zwar stimmen, daß sich in einem Diamanten die ganze Welt spiegeln kann, aber dieser Diamant muß außergewöhnlich meisterhaft geschliffen sein. Ansonsten spiegelt sich in ihm nur das diffuse Licht einer nackten Deckenleuchte.

Je mehr ich recherchiere, desto uninteressanter erscheinen mir meine eigenen Gefühle, meine eigene Perspektive. Hast Du bei Deinen Aufenthalten keinen Ekel verspürt, fragt man mich gelegentlich. Doch, antworte ich, aber was ist das für ein überflüssiges Gefühl, dieser Ekel, wie sehr entfernt er mich von den Menschen, die ich zu verstehen trachte und die sich den Luxus dieses Ekels nicht leisten können. Je mehr ich recherchiere, desto mehr interessiert mich die Wirklichkeit von anderen. Ich bin fasziniert, wie das Schreiben mir hilft, eigene Vorurteile und Verengungen zu überwinden, wie sehr der kreative Prozeß mich selber in Frage stellt. Schreiben ist für mich immer mehr ein beglückender Weg, das eigene Ego zu bändigen, zu dämpfen. Gerade heutzutage, da wir von einer Monokultur des Vorspulens und der Drei-Minuten-Aussagen dominiert werden, ist mir die Rolle des fragenden, suchenden, zweifelnden, prüfenden und neugierig herumirrenden Autors zugleich ein politisches und ein spirituelles Bedürfnis.



ILIJA TROJANOW, *1965 in Sofia; die Familie floh 1971 über Jugoslawien und Italien nach Deutschland, politisches Asyl. 1972-1984 Kenia, Besuch der deutschsprachigen Schule in Nairobi. 1985-1989 Studium der Rechtswissenschaften und Ethnologie in München, 1989 Gründung des *Kyrill-und-Method-Verlages*, 1992 des *Marino-Verlages*. 1999 Übersiedlung nach Mumbai, 2003 nach Kapstadt, seit 2006 Hauptquartier in Mainz, ab 2008 in Wien. Mitglied des deutschen P.E.N. Zentrums. Sachbücher und Reise-führer über Afrika, Übersetzung afrikanischer Autoren. 1996 erster Roman *Die Welt ist groß und Rettung lauert überall*. Weiters: *Autopol*, 1997; *Zimbabwe*, 1998; *Hundezeiten*, München 1999; *Der Sadhu an der Teufelswand*, München 2001; *An den inneren Ufern Indiens*, München 2003; *Zu den heiligen Quellen des Islam*, München 2004; *Der Weltensammler*, Roman, 2006 (Leipziger Buchpreis); *Indien. Land des kleinen Glücks*, 2006; *Gebrauchsanweisung für Indien*, 2006; *Die fingierte Revolution. Bulgarien, eine exemplarische Geschichte*, 2006; *Nomade auf vier Kontinenten. Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton*, 2007; *Kampfabgabe. Kulturen bekämpfen sich nicht – sie fließen zusammen*, 2007.

Literaturprogramm der Alten Schmiede für November, Dezember 2007

LQ – Literarisches Quartier

- 26. 11.** Montag, 19.00
LQ
GEGENSPRACHEN DES DASEINS: Gedichte auf Zeit, Gedichte über Jahrzehnte PR ● HELVETIA
FELIX PHILIPP INGOLD (Zürich – Romainmôtier) liest* aus **TAGESFORM** (Literaturverlag Droschl) •
TOMAS VENCLOVA (Litauen – USA) zweisprachige Lesung litauisch-deutsch gemeinsam mit der Übersetzerin **CLAUDIA SINNIG** (Berlin) aus **GESPRÄCHE IM WINTER**. Ausgewählte Gedichte (Suhrkamp Verlag) •
ERICH KLEIN (Übersetzer, Literaturkritiker; Wien) Einleitung und Gespräch • * mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Pro Helvetia, Zürich
- 29. 11.** Donnerstag, 18.00
LQ
LITERATURKRITIK – Ein Symposium der Literaturzeitschrift **KOLIK** Konzept und Durchführung: **GUSTAV ERNST, KARIN FLEISCHANDERL**
KLAUS NÜCHTERN (*Der Falter*, Wien) **Zwischen Depression und Größenwahn. Zum Zustand des Literaturjournalismus – Wer soll das alles lesen?** •
PETER ROSEI (Wien) **Kritik und Selbstkritik** • **LYDIA MISCHKULNIG** (Wien) **Meine Kritik – Brief an den Betrieb** • **KLAUS RATSCHILLER** (Wien) **Die Empfehlung. Vom Wuchern einer minderen Form der Literaturkritik** • **DISKUSSION** (Leitung: Karin Fleischanderl) •
Reihe Literaturzeitschriften II – Baustein des **Stadtinstituts für Literarische Forschungen**
- 30. 11.** Freitag, 18.00
LQ
LITERATURKRITIK – Ein Symposium der Literaturzeitschrift **KOLIK** – zweiter Abend
DORIS MOSER (Klagenfurt) **Von der Freiheit eines Fernsehens, oder: Warum Literaturkritik im Fernsehen so schlecht aussieht** •
MARTIN KUBACZEK (Wien) **Arbeiten im freien Raum** • **ANN COTTEN** (Berlin) **hermeneutik-paranoia** •
HUBERT WINKELS (*Deutschlandfunk*; Köln) **Die »eigentliche« hochkulturelle Literaturkritik** • **DISKUSSION** (Leitung: Gustav Ernst) •
Reihe Literaturzeitschriften II – Baustein des **Stadtinstituts für Literarische Forschungen**
(Aktionstag der literarischen Veranstaltungszentren und Literaturhäuser Österreichs mit dem Schwerpunkt **mitSprache – literatur und medien**)
- 3. 12.** Montag, 19.00
LQ
MICHAEL DONHAUSER: DER SATZ II 55. Autorenprojekt der Alten Schmiede – Baustein des **Stadtinstituts für Literarische Forschungen**
Vortragsreihe mit Konversatorien, abschließende Zusammenfassung: November 2007 – Dezember 2007 – Jänner 2008
CORNELIA VISMANN (Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt/ Main) **Rechtssätze**, Vortrag •
MICHAEL DONHAUSER (Maienfeld – Wien) **Welt und Wunsch: zum Satz**, Vortrag • Begrüßung und Einleitung: **MICHAEL DONHAUSER**
- 4. 12.** Dienstag, 16.00
LQ
MICHAEL DONHAUSER: DER SATZ Konversatorium (Anmeldung am Vorabend) zum ersten Vortragsabend mit
CORNELIA VISMANN, MICHAEL DONHAUSER
19.00 Buchpräsentation des Elfriede Jelinek-Forschungszentrums mit dem *Praesens* Verlag
LQ **PIA JANKE** (Hg.) & Team: **Elfriede Jelinek: »ICH WILL KEIN THEATER«**. **Mediale Überschreitungen** – Präsentation der Ergebnisse des Symposiums von Oktober 2006 unter Einbeziehung von Mitwirkenden an Symposium und Buch
- 6. 12.** Donnerstag, 19.00
LQ
DICHT-FEST (gemeinsam mit der Grazer Autorinnen Autoren Versammlung) Redaktion, Moderation: **CHRISTINE HUBER** Lesungen von
KONSTANTIN KAISER (Wien) **Knappe Gedichte** (podium Porträt 31) • **RUDI KRAUSMANN** (Sydney) **NEWS** (Macmillan, Australien) •
INGRID FICHTNER (Zürich) * **Ins geringe Weiß** (manuskripte 168) • **PETRA GANGLBAUER** (Wien) **Im Schonungslosen** (edition ch) •
MILA HAUGOVÁ (Bratislava) **Körperarchive** (slowakisch / deutsch von Slávka Porubská, Edition Erata) •
WOLFRAM MALTE FUES (Basel)* **Vorbehaltfläche** (Passagen Verlag) * mit freundlicher Unterstützung durch die Stiftung Pro Helvetia, Zürich
- 10. 12.** Montag, 19.00
LQ
MANUSKRIPTE • Reihe Literaturzeitschriften III: **Neue Stimmen der Literatur** – Moderation: **ALFRED KOLLERITSCH** (Herausgeber) • Lesungen von
ANDREAS UNTERWEGER (Graz) Prosa, Gedichte • **SOPHIE ANNA REYER** (Graz) Prosa • **ROLAND STEINER** (Wien) Prosa
- 12. 12.** Mittwoch, 19.00
LQ
PETRA HŮLOVÁ (Prag) zweisprachige Lesung tschechisch – deutsch aus **Paměť mojí babičce / Kurzer Abriss meines Lebens in der mongolischen Steppe**
Roman (Sammlung Luchterhand) • **CHRISTA ROTHMEIER** (Universität Wien) leitet ein, liest aus ihrer Übersetzung und führt ein Gespräch mit der Autorin •
in Zusammenarbeit mit dem **TSCHECHISCHEN ZENTRUM WIEN** (ausgewählte literarische Neuerscheinungen 2007)
- 13. 12.** Donnerstag, 19.00
LQ
Wiener Vorlesungen zur Literatur (Stadtinstitut für Literarische Forschungen) **Philosophie und Dichtung: Differenz und Nachbarschaft**
BOŠKO TOMAŠEVIĆ (Innsbruck) Lesung aus **Celan trifft H. und C. in Todtnauberg**, Gedichte (Das Arsenal) und Vortrag: **Mit einer Hoffnung auf ein kommendes Wort** (Das Verhältnis von Paul Celan zu Martin Heidegger) • **MARTIN A. HAINZ** (Universität Wien) Einleitung und Gespräch
- 17. 12.** Montag, 19.00
LQ
Versuche literarischer Vergangenheitsbewältigung • Reihe **TEXTVORSTELLUNGEN** • Redaktion und Moderation: **RENATA ZUNIGA**
REINHOLD AUMAIER (Wien) **Rutschbonbon** (arovell) • **CHRISTIAN BAIER** (Dortmund) **Romantiker**. Erzählung (Edition Splitter) • **ISABELLA BREIER** (Wien) **101 Käfer in der Schachtel. Ihr Verschwinden in Bildern** (Kitab) • **RÜDIGER OPELT** (Salzburg) **Ohne Schmerzen**. Kriminalroman (Czernin Verlag)
- 18. 12.** Dienstag, 19.00
LQ
IN WELCHER SPRACHE TRÄUMEN SIE? ÖSTERREICHISCHE EXILLYRIK (Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft, 2007)
MIGUEL HERZ-KESTRANEK (Mitherausgeber) liest ausgewählte Gedichte • Gespräch zum Stellenwert der Exillyrik zwischen
KONSTANTIN KAISER (Mitherausgeber), **MARIE-THÉRÈSE KERSCHBAUMER** (Dichterin), **GERHARD MOSER** (Kulturredakteur, ORF) •
DANIELA STRIGL (Mitherausgeberin) Moderation

Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, www.alte-schmiede.at
Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede